

**HEYNE** <



**DMITRY GLUKHOVSKY**

**SUMERKI**  
**DÄMMERUNG**

*Roman*

Aus dem Russischen von  
David Drevs

WILHELM HEYNE VERLAG  
MÜNCHEN

Titel der russischen Originalausgabe  
СУМЕРКИ

Deutsche Erstausgabe 10/2010  
Redaktion: Maria Peek  
Lektorat: Sascha Mamczak  
Copyright © 2007 by Dmitry Glukhovsky  
unter Vermittlung der Nibbe & Wiedling Literary Agency  
Copyright © 2010 des Nachworts by David Drevs  
Copyright © 2010 der deutschen Ausgabe und der Übersetzung  
by Wilhelm Heyne Verlag, München,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH  
[www.heyne.de](http://www.heyne.de)

Satz: C. Schaber Datentechnik, Wels

eISBN: 978-3-641-06021-3

# INHALT

Capítulo II	7
La Tarea	35
El Cenagal	63
El Auto de Fé	91
La Fiebre	119
La Obsesión	147
La Advertencia	175
La Intrusión	203
La Iniciación	233
La Revelación	261
La Condena	287
Feliz Año Nuevo	319
El Encuentro con el Destino	349
El Fin del Mundo	377
El Templo de la Memoria	401
Las Conversaciones con Dios	429
Capítulo I	461
Anmerkungen	489
Nachwort des Übersetzers	501



# CAPÍTULO II





**A**chtung Fangfrage: Wo in Moskau befindet sich die Itzamná-Straße?

Vernünftig betrachtet haben nach Maya-Göttern benannte Straßen, Boulevards und Plätze in dieser Stadt nichts zu suchen. Doch ich hielt in meiner Hand eine Notiz mit der Adresse: *ul. Izamny, 23*. Man erwartete mich dort. Und davon, wie schnell ich diese Straße ausfindig machte, hing weit mehr ab als nur mein persönliches Schicksal.

Es wäre töricht anzunehmen, dass auf den Karten und Automobilatlanten Moskaus sämtliche Gassen und Gebäude der Stadt eingezeichnet sind. Geheime Orte gibt es hier mehr als genug. Trotzdem hoffte ich noch immer, die Straße zu entdecken, die den Namen des ältesten Maya-Gottes trug, und so kroch ich weiter mit meiner Lupe über die riesige topografische Karte der Stadt hinweg.

Ich hätte den Auftrag nicht annehmen sollen. Hätte weiter in Ruhe meine Unternehmensstatuten, Bedienungsanleitungen und Lieferverträge übersetzen sollen, mit denen ich mir schon immer meinen Lebensunterhalt verdient hatte. Außerdem war das Spanische nie meine stärkste Sprache gewesen. Doch an jenem Tag blieb mir nichts anderes übrig. Gerade hatte ich dem Mitarbeiter des Büros eine dünne, mit Gummiband zusammengehaltene Mappe mit übersetzten Verträgen über den dunkelbraunen, polierten Tisch zu-

geschoben. Nachdem er mir mein Honorar ausgezahlt hatte, breitete er die Arme aus.

»Das war's soweit. Bisher ist noch nichts Neues reingekommen. Schauen Sie nächste Woche wieder vorbei«, sagte er und wandte sich seinem Computer zu, wo eine Patience geduldig auf ihn wartete, das Lieblingsspiel aller Däumchendreher dieser Erde.

Seit gut drei Jahren kannte ich ihn schon. Seit der Zeit, als er in diesem Übersetzungsbüro angefangen hatte. Bislang hatte ich noch nie nachgehakt, wenn er wieder einmal gleichgültig ankündigte, dass keine neuen Aufträge anstünden und ich mindestens eine Woche lang kein Geld sehen würde. Doch diesmal gab ich mir einen Ruck und sagte: »Haben Sie wirklich gar nichts? Schauen Sie doch bitte noch mal nach. Ich hab gerade eine Rechnung reinbekommen und keine Ahnung, wie ich die bezahlen soll.«

Erstaunt über meine Beharrlichkeit riss er sich vom Bildschirm los, rieb sich die niedrige Stirn und fragte zweifelnd: »Na ja, Spanisch machen Sie doch nicht, oder?«

Die Rechnung lag tatsächlich auf meinem Tisch, und ihr vierstelliger Betrag veranlasste mich, es darauf ankommen zu lassen. Drei Jahre Spanisch an der Uni, vor anderthalb Jahrzehnten ... Riesige Hörsäle mit beschlagenen Fenstern, stickiger Kreidestaub von zerkratzten Tafeln, dazu nutzlose, vorsintflutliche Lehrbücher, die einem Cervantes' Sprache anhand von offiziellen Kontakten zwischen den beiden Sowjetbürgern Iwanow und Petrow und den Señores Sanchez und Rodriguez beibrachten. *Me gustas tú*. Ziemlich magerere Grundlagen. Egal, ein Wörterbuch hatte ich noch zu Hause.

»Doch«, log ich also verlegen. »Hab vor kurzem damit angefangen.«

Wieder musterte er mich voller Zweifel, aber dann erhob er sich, schlurfte ins Nebenzimmer, wo die Dokumente aufbewahrt wurden, und kehrte mit einer schweren Ledermappe zurück, auf der in einer Ecke ein abgewetztes goldenes Monogramm prangte. So etwas hatte ich hier noch nie gesehen.

»Bitte.« Respektvoll legte er die Mappe vor mir auf den Tisch. »Unser ›Spanier‹ ist mit dem ersten Teil noch nicht fertig, und der zweite ist schon eingetroffen. Ich fürchte, wenn wir in Verzug geraten, verlieren wir den Kunden. Also machen Sie sich bald an die Arbeit.«

»Was ist es denn?« Ich nahm die Mappe vorsichtig und wog sie in den Händen.

»Irgendwelche Papiere. Archivmaterial, glaub ich. Hab nicht so genau hingesehen, schließlich gibt's hier auch so genug zu tun.« Er blickte kurz auf den Bildschirm, wo noch immer ein aufgedecktes Blatt auf ihn wartete und der Zähler gnadenlos weitertickte.

Das Honorar für den Auftrag war dreimal so hoch wie üblich, also machte ich mich aus dem Staub, bevor der Bürofritze es sich anders überlegte. Die Mappe sah kostbar aus, irgendwie aristokratisch, so dass ich mich nicht traute, sie in meine schmuddelige Aktentasche zu stecken. Ich musste an die Geschichte des ewig hungrigen Timm Thaler denken, dem schlecht geworden war, als er zum ersten Mal in seinem Leben eine teure Cremetorte probiert hatte.

Das Übersetzungsbüro lag verborgen in den Gassen des Arbat. Es befand sich in einem alten Holzgebäude, das frü-

her eine Kinderbibliothek beherbergt hatte. Schon als kleiner Junge war ich regelmäßig mit meiner Großmutter hergekommen, um Bücher über Weltreisen und heldenhafte Pioniere in der Gewalt der Faschisten auszuleihen. Daher hatten meine wöchentlichen Besuche im Übersetzungsbüro etwas Nostalgisches – als beträte ich einen verlassenen, verrosteten Vergnügungspark, über den ich dreißig Jahre zuvor an der Hand meiner Eltern geschlendert war. Das Aroma alter Bücher saß noch in den Tapeten und Holzwänden und überdeckte sowohl den scharfen Geruch der Geschäftspapiere als auch den süßlich warmen Plastikdunst der PCs. Für mich war dieses Büro immer eine Kinderbibliothek geblieben. Vielleicht war dies der Grund, warum ich mich im ersten Moment gar nicht besonders wunderte, als ich die Papiere aus der Ledermappe zog.

Ein Blick genügte, um zu begreifen, dass sie aus einem Buch stammten. Sie waren nicht herausgerissen, sondern sorgfältig mit chirurgisch genauen Schnitten abgetrennt worden. Ich stellte mir vor, wie eine Hand in einem Gummihandschuh mit einem Skalpell einen alten Folianten entlangfuhr, der aufgeschlagen auf einem OP-Tisch lag. Derartige Maßnahmen erschienen mir keineswegs übertrieben – sicher war das aus unbekanntem Grund zerlegte Buch äußerst wertvoll gewesen. Dem äußeren Anschein nach waren die Seiten mindestens zweihundert Jahre alt. Das feste Papier, das im Laufe der Zeit an einigen Stellen sandfarben geworden war, jedoch noch keine Anzeichen von Verfall zeigte, bedeckten etwas unregelmäßige Zeilen aus gotischen Buchstaben. Offenbar handelte es sich um ge-

druckte Schrift, obwohl die Lettern sich nicht immer vollständig glichen.

Die Seiten waren nicht nummeriert, doch auf dem obersten Blatt hieß es: *Capítulo II*. Das erste Kapitel befand sich vermutlich bei dem anderen Übersetzer, der vor mir begonnen hatte und nun mit der Rückgabe in Verzug geraten war. Der Grund für diese Verzögerung wurde mir klar, nachdem ich den Text überflogen hatte. Auch mir kamen jetzt Zweifel, ob ich meine Übersetzung termingerecht würde einreichen können. Ich brauchte einige Stunden, um mich an die seltsame Schrift zu gewöhnen und mich durch den ersten Absatz dieses widerspenstigen, vom Alter zäh gewordenen Textes zu beißen.

Inzwischen war es draußen dunkel geworden. Ich hatte mich daran gewöhnt, häufig nachts zu arbeiten. Erst im Morgengrauen ging ich zu Bett und stand am Nachmittag auf. Sobald sich die Wohnung in Dunkelheit hüllte, machte ich nur zwei Lampen an – auf meinem Schreibtisch sowie in der Küche – und verbrachte die ganze Nacht zwischen diesen beiden Feuern hin und her wandernd. Beim warmen, gelben Schein der Vierzig-Watt-Birne ließ es sich viel besser denken – das Tageslicht hingegen stach mir in die Augen und höhlte meinen Schädel aus. Nicht einen einzigen Gedanken bekam ich dann zu fassen; sie schienen sich irgendwohin verzogen zu haben, wo sie bis zum Anbruch des Abends ausharrten.

Hatte ich die Nacht über durchgearbeitet, so legte ich mich meist um fünf Uhr morgens schlafen. Mit meinen dichten Vorhängen sperrte ich die ersten Sonnenstrahlen

aus, schlüpfte unter die Daunendecke und schlief augenblicklich ein.

In letzter Zeit hatte ich mehrmals seltsam geträumt: Aus irgendeinem Grund war mir immer wieder mein geliebter Hund erschienen, der vor gut zehn Jahren gestorben war. Im Traum gab es natürlich keine Anzeichen für sein Ableben, und er verhielt sich wie ein völlig normales, lebendiges Tier. Was bedeutete, dass ich mit ihm Gassi gehen musste. Während dieser Spaziergänge lief er mir bisweilen weg (schon zu Lebzeiten hatte ich ihn nur sehr selten an die Leine genommen, höchstens um ihn über die Straße zu führen), so dass ich einen Gutteil des Traums damit verbrachte, nach ihm zu suchen und aus Leibeskräften seinen Namen zu rufen. Hoffentlich bekamen die Nachbarn nichts davon mit! Nicht immer gelang es mir, ihn wiederzufinden, bevor ich aufwachte. Aber das war nicht weiter schlimm: Bis zum nächsten Morgen fand er stets von selbst nach Hause, wartete bereits ungeduldig an der Schwelle zwischen Schlaf und Wachen auf mich und kaute verspielt auf seiner Leine herum. Ich hatte mich inzwischen so an seine selbstständige Rückkehr gewöhnt, dass ich mir, wenn er einmal nicht da war, sogleich Sorgen machte, ob ihm etwas passiert war.

Es fiel mir nicht leicht, den Sinn der ersten zehn Zeilen zu erfassen. Mindestens ein Fünftel der Wörter fehlten in meinem Wörterbuch – ohne dessen Hilfe hätte ich kaum mehr als ein Drittel eines Satzes verstanden. Außerdem begann jeder neue Absatz aus unerfindlichem Grund mit dem Wort »Dass«. Immer wieder abgelenkt von den gelblichen Flecken auf dem uralten Papier, begann ich akribisch jedes

nachgeschlagene Wort auf ein Blatt Papier zu notieren. Einige musste ich später korrigieren, da sich der erste Übersetzungsversuch als falsch herausstellte. Die gesuchte Bedeutung war im Wörterbuch meistens mit dem Hinweis »veraltet« versehen.

Schon aus dem ersten Absatz wurde klar – und diese Hypothese bestätigte sich später, als ich mich bereits in der wunderlichen Erzählung dieses unbekanntem Autors zu verstricken begann –, dass es sich hier um die Chronik einer Expedition in die bewaldeten Täler von Yucatán handelte, die von einem kleinen spanischen Trupp unternommen worden war. Auf den nächsten Seiten fanden sich Datumsangaben: Die beschriebenen Ereignisse hatten sich offenbar vor fast 450 Jahren abgespielt, also Mitte des 16. Jahrhunderts, zur Zeit der Eroberung Mittel- und Südamerikas durch die Konquistadoren.

Der Text in der Form, wie ich ihn hier und im Folgenden anführe, ist natürlich das Ergebnis sorgfältiger Korrektur und mehrfacher Überarbeitung. Meine ersten Versionen waren viel zu roh und unverständlich, als dass ich sie anderen hätte zeigen können, ohne mich zum Gespött der Leute zu machen.

*»Dass wir uns auf Geheiß Fray Diego de Landas, des Guardians von Yzamal und Provinzials der Franziskaner von Yucatán, in eine der von Maní weiter entfernten Provinzen aufmachten, um aus den dort befindlichen Tempeln alle Handschriften und Bücher einzusammeln und nach Maní zurückzubringen.*

*Dass mit mir die edlen Señores Vasco de Aguilar und Gerónimo Núñez de Balboa aus Córdoba aufbrachen sowie gut vierzig fuß-*

*läufige und ein Dutzend berittene Soldaten unter unserem Befehl, des Weiteren zwei mit Pferden bespannte Fuhrwerke, auf denen wir alle Handschriften und Bücher nach Maní bringen sollten, einige getaufte Indianer, die uns den Ort zeigen sollten, an dem sich jene Tempel befanden, sowie Fray Joaquín, den uns Fray de Landa zur Seite gestellt hatte.*

*Dass unser Weg nach Südwesten führte, in ein wenig erkundetes Gebiet, und dass wir über keine zuverlässigen Karten verfügten, weshalb Fray Diego de Landa uns auch so viele Soldaten mitgegeben hatte, wodurch er sogar die Verteidigung Manís aufs Spiel setzte. Dass er von den Führern nur die zuverlässigsten entsandte, drei seiner eigenen Dolmetscher, die Fray Diego de Landa selbst getauft hatte: Der erste von ihnen hieß Gaspar Xiu, der zweite Juan Nachi Cocom, und der dritte Hernán González, die beiden ersten aus dem Volk der Maya, das in Yucatán lebt, wohingegen der dritte – Hernán González – ein Halbblut war, sein Vater ein Spanier, seine Mutter aber eine Maya.*

*Dass mich Fray de Landa vor dem Aufbruch unserer Abteilung zu sich bat und mir die Aufgabe sowie ihre Bedeutung erläuterte und mir mitteilte, dass unsere Expedition nur eine von vielen sei, die er, Fray de Landa, von Maní aus in alle Himmelsrichtungen ausgesandt habe mit dem Befehl, alle indianischen Bücher und Handschriften, die an verschiedenen Stellen aufbewahrt wurden, zu finden und einzusammeln. Dass solche Expeditionen nach Osten gen Chichenizá und nach Westen gen Uxmal und nach Ekab und zu anderen Orten unternommen würden. Dass Fray de Landa nachsah, ob jemand hinter der Tür stünde und unser Gespräch belauschte, und sodann leise zu mir sagte, dass unsere Gesandtschaft die größte Verantwortung trage; treu gesinnte Menschen hätten ihm Gerüchte zugetragen, es gebe in entfernten Gegenden sogar getaufte Indianer, die noch immer ihren*

alten Göttern huldigten, und ihre Bücher verleiteten sie dazu, sich von Christus abzuwenden. Und deshalb habe er, Fray de Landa, beschlossen, den Indianern all ihre Handschriften wegzunehmen und ebenso ihre Götzenbilder, denn durch sie verführe der Teufel ihre Seelen. Wenn man jetzt nicht handle, so könnten sich die versprengten Maya erneut zusammenschließen und sich, unseren Herrn Jesus Christus verleugnend, wieder ihren satanischen Göttern zuwenden; und dann stünde den Spaniern ein neuer Krieg bevor, welcher die wenigen Kämpfe bei der Eroberung Yucatáns in den Schatten stellen werde. Dass es große Aufbewahrungsorte ihrer Handschriften im Nordwesten und Nordosten gebe, in den verlassenen Städten der Maya, doch die wichtigsten befänden sich, den Mitteilungen seiner treuen Gefolgsleute zufolge, einige Wochenreisen südwestlich von Maní.

Dass Fray de Landa mich dorthin sandte, und die Señores Vasco de Aguilar und Gerónimo Núñez de Balboa mit mir, und mit uns Fray Joaquín. Dass er, da die Gegend dort noch nicht erkundet war, uns jene treuen Gefolgsleute zur Seite stellte, die ihm von den Tempeln im Südwesten berichtet hatten.

Dass unsere Abteilung Maní am vereinbarten Tage verließ, dem 3. April im Jahre 1562 nach Christi Geburt, ohne zu wissen, welches Schicksal sie erwartete, und ohne zu ahnen, wie wenige dieser fünfzig Mann lebend wieder zurückkehren würden.«

Ich riss mich von den Blättern los und legte den Bleistift in mein Wörterbuch. Im schwarzen Spiegel des Fensters erblickte ich mein Gesicht: die zerzausten Haare (auf der Suche nach den richtigen Worten war ich ständig mit den Fingern hindurchgefahren), die weiche und wenig markante Nase, die runden Backen, das gut sichtbare Doppelkinn. Seit meinem dreißigsten Geburtstag hatte ich mir immer

wieder heilige Eide geschworen, mein Äußeres nicht zu vernachlässigen. Doch ab diesem Alter wird es deutlich schwerer, das Gewicht zu halten. Der Körper folgt einem eingebauten Programm, dessen Ziele keineswegs mit deinen übereinstimmen, und jeder Krümel, den du verzehrst, droht sich in deinen rasant zunehmenden Fettpolstern abzulagern, wohl als Vorrat für künftige schwarze Tage. Überhaupt, seit der Scheidung ließ ich mich viel zu sehr gehen.

Meine Gesichtszüge hätte ich am liebsten mit jemand anderem getauscht, so sehr waren sie mir zuwider. Nach fünfunddreißig Jahren gibt dir dein Gesicht bereits erste Hinweise, wie es im Alter aussehen wird: Geheimratsecken deuten die künftige Glatze an; Falten glätten sich nicht mehr, wenn deine finstere Miene einem friedlichen Ausdruck oder Lächeln weicht; die Haut wird rau und lässt immer weniger Röte hindurch. Ab fünfunddreißig beginnt sich dein eigenes Gesicht in ein Memento mori zu verwandeln, eine Erinnerung an den Tod, die dich stets begleitet.

Was mich angeht, so habe ich mein Gesicht ständig vor Augen: Mein Schreibtisch steht direkt am Fenster, hinter dem es, wenn ich mich an die Arbeit mache, meist schon dunkel ist. Frisch geputzt, reflektiert das Glas wie die Oberfläche eines dunklen Waldteichs, der sämtliche Konturen wiedergibt, dafür aber die Farben schluckt. Dann scheint es mir, dass sich meine Gesichtszüge, von der nahen Tischlampe gut ausgeleuchtet, ebenso wie die verschwommeneren Linien der Möbelstücke, der Stuckdecke und des schweren Bronzelüsters geradewegs in der dichten Nachtluft spiegeln. Wer weiß, vielleicht existieren sie ja wirklich dort,

vor dem Fenster – umso heller und deutlicher, je mehr Licht in meinem Zimmer brennt.

Außer der Tischlampe brennt noch das Licht in der Küche, und auch diese Lichtquelle lösche ich erst, wenn die fahle Morgensonne hereinkommt. Mein Vorgehen dient jedoch nur vordergründig der Gemütlichkeit – ich könnte in dieser Wohnung gar nicht anders leben.

Meine Wohnung ist weitläufig und alt, mit hohen Decken (zum Auswechseln durchgebrannter Glühbirnen brauche ich eine Leiter), eingerichtet mit antiken, rissigen Möbeln aus karelischer Birke, die sich für kein Geld der Welt reparieren lassen. Ich bringe es aber nicht übers Herz, sie zu verkaufen, denn die Wohnung habe ich von meiner Großmutter geerbt. Als ich noch klein war, war ich sehr oft bei ihr zu Besuch, und als sie starb und mir ihre Wohnung hinterließ, kehrte ich gleichsam in meine eigene Kindheit zurück.

Wenn ich früher bei meiner Großmutter übernachtete – damals war sie noch gesund –, ließ mich das Gefühl nicht los, dass ihr Haus atmete. Und selbst wenn sie ausgegangen war, glaubte ich zu hören, wie ihre Gedanken in irgendwelchen Ecken vor sich hin flüsterten und das Echo ihrer Schritte durch den Flur raschelte. Heute kommt es mir eher so vor, dass die Wohnung ihr eigenes Leben führt. Die Fenster sind auf verschiedenen Seiten, weshalb es im Flur oft zieht und offen stehende Türen nachts plötzlich zufallen. Manchmal fängt auch das über hundert Jahre alte Parkett auf einmal an zu knarzen, als ob jemand darüberginge. Natürlich könnte ich das Parkett mit einem Spezialmittel bearbeiten und endlich neue Fenster mit Isolierverglasung

einsetzen. Sicherlich würden dann all die Gespenster augenblicklich verschwinden. Aber mir gefällt die Wohnung gerade so, wie sie ist ... voller Leben.

Bevor ich mich wieder in die Übersetzung vertiefte, blickte ich noch einmal durchs Fenster. Etwas machte mich stutzig. Eine Zeit lang betrachtete ich erstaunt die Umrisse meines Gesichts, das dort in der stillen Nachtluft schwebte. Der Mann hinter dem Spiegel unterschied sich kaum merklich von dem, der mich gestern noch so missmutig von der anderen Seite aus angeblickt hatte.

Der Unterschied lag in den Augen. Gewöhnlich waren sie trüb oder glasig, wie bei den ausgestopften Ebern und Bären in dem berühmten Jagdgeschäft auf dem Arbat. Heute schien es jedoch, als ob sie von innen heraus strahlten. Kein Wunder: Zum ersten Mal seit vielen Jahren saß ich an einer Arbeit, die mich interessierte.

*»Dass unser Weg zunächst über grüne und wunderschöne Wiesen führte, an deren Stelle alsbald undurchdringlicher Tropenwald trat. Dass wir allein dank unserer drei Führer durch das Dickicht auf unserem Weg vorankamen. Dass zwei der Indios stets vorausgingen und, wo immer nötig, mit ihren langen Messern Zweige abschlugen, um den Weg frei zu machen, gefolgt von ein paar Soldaten, die sie vor wilden Tieren und Feinden beschützten, während der dritte Führer gewöhnlich mich sowie die Señores Vasco de Aguilar und Gerónimo Núñez de Balboa begleitete.*

*Dass unser Marsch auf das Ende der Trockenzeit fiel, worauf in Yucatán und in den anderen Teilen dieses Landes Monate des Regens folgen. Dass selbst weit entfernt von den Siedlungen der Indios ein Brandgeruch in der Luft stand und die Sonne trüb war vom*

Rauch, denn im April und Mai, bevor die Regenzeit beginnt, verbrennen die Indios große Teile der Selva und des Gebüschs, um sie für den Ackerbau im nächsten Jahr vorzubereiten. Dass alle ebenen Länder der Maya in diesen Wochen von Rauch überzogen sind und danach ganze sechs Monate starker Regen fällt, und dass gegen Dezember die Indios in diese von der Asche fruchtbar gemachten und vom Regen getränkten Erde den Mais pflanzen, der dort ungewöhnlich gut wächst, so dass ein einzelner Ackersmann zwanzig Menschen ernähren kann.

Dass wir auf Anordnung Fray Diego de Landas die bekannten Straßen mieden und aus diesem Grunde nur langsam vorankamen. Dass wir anfangs die Fuhrwerke zurücklassen und einigen Soldaten befehlen wollten, sie wieder zurückzubringen; doch dann brachten uns die Führer zu einem alten Weg, den verwachsene Baumkronen vor fremden Blicken verbargen und der gesäumt war von Steingebilden, welche jenen grotesken Gnomen glichen, die ich schon in Maní bei den alten Tempeln der Maya gesehen hatte. Dass wir zudem an aufrechten Steinplatten vorüberkamen, die mit winzigen Symbolen bedeckt waren, von denen mir Fray de Landa bei einer unserer Unterredungen berichtet hatte; es seien die Buchstaben der yukatekischen Sprache, und er habe sie begriffen.

Dass unsere Reise in den ersten Tagen ohne Hindernisse und Schwierigkeiten verlief. Dass wir auf unserem Weg immer seltener Dörfer der Indios antrafen und nun, da wir in die Selva eingetaucht waren, keinen einzigen Menschen mehr zu Gesicht bekamen. Dass uns aber auch keine wilden Tiere behelligten und nur ein Mal nachts ein Wächter unweit im Dickicht einen Jaguar brüllen hörte; doch obwohl wir Pferde dabei hatten, folgte uns das Tier nicht, worauf unsere indianischen Begleiter meinten, dies sei ein gutes Zeichen.

*Dass es sowohl für uns als auch für die Soldaten und unsere Führer genug zu essen gab, denn wir führten Dörrfleisch und trockene Maisfladen mit, und mitunter sammelten die Führer für uns essbare Früchte im Wald, und einige Male gingen sie auf die Jagd und brachten getötete Brüllaffen wieder, und am vierten Tage erlegten sie mit ihren Pfeilen einen Hirschen, dessen Fleisch wir gerecht unter den Soldaten verteilten, und die Jäger bekamen das Doppelte.*

*Dass am fünften Tage unseres Weges, während unsere Abteilung ruhte, einer der Führer, Gaspar Xiu, sich zu mir setzte und mich flüsternd fragte, ob ich wisse, weshalb Fray Diego de Landa uns auf diese Fahrt geschickt habe. Dass ich mich der gebotenen Vorsicht erinnerte und antwortete, man habe uns befohlen, gewisse Bücher zu suchen und sie nach Maní mitzunehmen, alles Weitere sei mir nicht bekannt. Dass Gaspar Xiu mich daraufhin lange anblickte und alsdann fortging, und er den Eindruck erweckte, als glaube er mir nicht.*

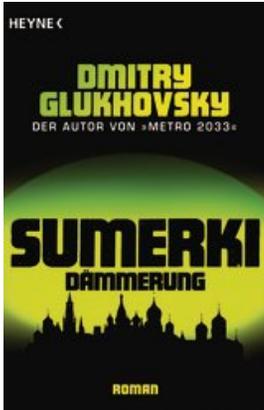
*Dass am nächsten Tage, da ich in der Nachhut der Abteilung ritt, um unsere Fuhrwerke zu bewachen, mich der andere Führer, das Halbblut Hernán González, bat, etwas zurückzubleiben, damit unsere Gefährten uns nicht hörten, und mir mitteilte, dass in einigen Gebieten der Maya, insbesondere in Mayapán, Yaxuna und Tulum, spanische Soldaten Bücher und Götzen der Indios verbrannt hätten. Dass dieser Hernán González mich fragte, warum sie so handelten und ob ich einen ähnlichen Befehl habe. Dass ich, obwohl ich bereits ahnte, warum uns Fray Diego de Landa zu diesem Marsch abgeordnet hatte, dem zweiten Führer dennoch ebenso antwortete wie dem ersten, nämlich, dass Fray de Landa nicht von mir gefordert habe, Manuskripte und Statuen zu verbrennen, sondern sie heil und unversehrt nach Maní zu bringen, und ich wisse nicht, zu welchem Zweck.*

*Dass ich am folgenden Tage mit meinen Kompagnons, den Señores de Aguilar und Núñez de Balboa sprach und erfuhr, dass unsere indianischen Führer sie das Gleiche gefragt hatten, doch weder der eine noch der andere mehr über die Ziele unserer Expedition wusste als ich; und dass ich, dem Befehl Fray de Landas sowie der Stimme meines Schutzengels folgend, ihnen nichts von meinen Vermutungen berichtete. Dass sich später herausstellte, dass diese Vermutungen nur zu einem Teil der Wahrheit entsprachen, und diese viel unfassbarer und düsterer war, als ich zu glauben gewagt hatte ...«*

Ich legte die Blätter und das Wörterbuch beiseite und blickte auf die Uhr: Die Zeiger standen auf halb zwei. Mein Hals war trocken. Gewöhnlich trinke ich, wenn ich abends arbeite, bereits gegen elf Uhr meinen Tee. Ich stand also auf und schwamm durch das Halbdunkel meiner Wohnung zur Küche hinüber.

Dieser nächtliche Tee ist für mich eine Art Ritual, das mir für gewöhnlich die Gelegenheit gibt, für zwanzig Minuten die Geheimnisse des Innenlebens einer Waschmaschine oder die möglichen Vertragsstrafen bei Nichtlieferung von Hühnerbeinen zu vergessen.

Das Teewasser koche ich stets auf dem Gasherd. Mein Kessel passt genau zu dieser Wohnung: Auch er ist alt und unglaublich anheimelnd – rot mit weißen Tupfern emailliert, mit breiter Tülle, auf die man vor dem Erhitzen eine glänzende Pfeife setzt. Wenn ich ihn von der Platte nehme oder den Deckel öffne, verwende ich dazu immer einen gesteppten, wiederum roten Küchenhandschuh. Die Teeblätter hole ich stets mit einem kleinen Löffel, dessen Griff spiralförmig gewunden ist, aus der Packung und gebe sie zum



Dmitry Glukhovsky

## **Sumerki - Dämmerung**

Roman

eBook

ISBN: 978-3-641-06021-3

Heyne

Erscheinungstermin: Dezember 2010

Dmitry Glukhovsky öffnet das Tor zu einer dunklen Welt

Merkwürdige Dinge geschehen in Moskau. Der Übersetzer Dmitrij Alexejewitsch wird von einem anonymen Auftraggeber gebeten, einen Bericht spanischer Konquistadoren aus dem Jahre 1562 ins Russische zu übertragen. Reine Routine, denkt Dmitrij, doch plötzlich werden die in diesem Text geschilderten Ereignisse Teil seiner Realität: Er hört den Schrei eines Jaguars, findet rätselhafte Kratzspuren an seiner Tür, und ihm nahestehende Menschen kommen auf groteske Weise zu Tode. Verliert er den Verstand – oder kündigt sich mit dem Bericht der Konquistadoren womöglich das Ende der Welt an? Ein Wettlauf gegen die Zeit beginnt ...